

Ich sehe was, was du nicht siehst

Serendipity auf der Spur

von Beat Mazenauer

“Experience is not what happens to a man. It is what a man does with what happens to him.” (Aldous Huxley)

Sie alle kennen das Spiel „Ich sehe was, was du nicht siehst“. Ich sehe etwas, das ist grün und rund, was ist das? Wer die Lösung errät, gewinnt das Spiel

Kinder spielen es gerne und mit Kindern lässt es sich besonders gut spielen. Weil Kinder einen anderen Blick für die Wirklichkeit haben als Erwachsene und damit eine überraschende, spezielle Note in dieses Spiel bringen.

„Ich sehe was, was du nicht siehst“ steht auch als Überschrift über diesem Referat im Rahmen des Workshops zum Thema „Human Centric Solutions“. Angesichts dessen mag er geradezu kindisch simpel klingen, was ein bisschen peinlich sein könnte. Allein: Ich sehe was, was du nicht siehst, ist keine reine Kinderei. Das Spiel verweist auf Kernfragen im Zusammenhang mit unserer Wahrnehmung hin: was sehen wir eigentlich, wenn wir sehen? Was erschliesst sich dem eiligen Blick, und was vermag das konzentrierte Auge darüber hinaus zu erkennen?

Wirklichkeit, dies ist kein Geheimnis, gibt oft mehr preis als das ungeübte Auge, der unbewusste Blick erkennen, eben für „wahr nehmen“ kann. Übung heisst in diesem Sinn, dass die visuelle Perzeption / Apperzeption trainiert werden kann auf Phänomene und Situationen hin, die gleichsam „zwischen den Augenaufschlägen“ zu beachten sind. Denn wie die Lektüre oder das Denken funktioniert auch die Wahrnehmung im Alltag gerne in festgefahrenen Formen. In seinem Buch „Weltmarkt der Bilder“ hat Uwe Pörksen dafür den Begriff der „Visiotype“ geprägt: genormte und nicht weiter hinterfragte Bilder, die ähnlich funktionieren wie Klischees und Schlagwörter. Solche „können abstrakter sein als die Abstrakta der Sprache, sie bringen unter Umständen ein noch höheres Mass an abgehobener, menschenleerer Objektivität zustande“. In rationalen Prozessen geschieht Vergleichbares, indem vorgespurt, statisches Wissen zur Anwendung kommt, wo neue prozedurale Erkenntnis gefragt wäre.

Darum soll es im Folgenden gehen. Zuvor aber möchte ich eine Einschränkung anbringen. Als Germanist und Historiker bin ich nicht befugt, weder erkenntnistheoretische Auslassungen zu machen noch Ratschläge in Knowledge Management zu erteilen. Ich beschränke mich deshalb auf Geschichten und Anekdoten aus der Kulturgeschichte. Zur Auflockerung wie zur Anregung.

1.

In den herkömmlichen Lexika wird der Begriff „schielen“ wie folgt erklärt:

Schielen (Strabismus), das Abweichen der Augenachsen von der normalen Parallelstellung beim Blick in die Ferne; am häufigsten begegnet das *Begleitschielen* (Strabismus concomitans). Es wird v. a. durch Refraktionsfehler des dioptr. Apparats verursacht. Unter den verschiedenen Formen des Begleit-S. spielt das *Einwärts-S.* (Strabismus convergens) die wichtigste Rolle. Es beruht meist auf einer Übersichtigkeit... (Meyers Lexikon in drei Bänden)

Schielen bezeichnet demzufolge eine Fehlfunktion im Sehapparat, die durch Gewöhnung

ausgeglichen werden kann. Nicht allein von unseren Schulerfahrungen her kennen wir jedoch weitere Wortbedeutungen: etwa im Sinne von „gucken“ / „linsen“ oder „nach etwas Ausschau halten“ / „spähen“ oder einfach „beiseite schauen“. In solch übertragener Bedeutung steht das Verb schielen demnach für eine anderweitige, allzu menschliche „Übersichtigkeit“.

Sei es aus Begehren, Neugierde oder Furcht sind wir immer wieder versucht, abweichende Blicke in die leicht verwischten Randzonen unseres Sehfeldes zu werfen. In übertragenem Sinn: neue Erkenntnispfade abseits der breiten Wege zu versuchen, das weite Land an der Peripherie zu erkunden. Hier stoßen wir auf Ansichten und Phänomene, denen wir im Fokus unserer Aufmerksamkeit vielleicht nie begegnen. Hier erkennen wir womöglich, was andere nicht sehen.

Solches Schielen verwirrt die nach aussen hin zur Schau getragene Souveränität, mit welcher der moderne Mensch über die Wirklichkeit zu verfügen und zu gebieten scheint. Mediale Apparaturen legen uns zuhause die Welt gleichsam zu Füßen, die wir gemütlich hochgelegt haben. Die Welt bewegt sich auf uns zu, anstatt dass wir uns in der Welt bewegen. Wer vom Computerterminal aus die Modem-Auffahrt nimmt, erschliesst sich das World Wide Web als riesige Shopping Mall und Nachrichtenbörse. Über breite Datenautobahnen kommuniziert er global. Der „Information Superhighway“ ist die evidente Metapher für die Wissensgesellschaft des neuen Jahrtausends. Doch gerade dieses gehäufte Wissen, das durch das World Wide Web frei ins Haus geliefert wird, ist nicht nur Mittel zur Herrschaft, sondern auch Quelle der Verunsicherung.

Wie sich orientieren, auskennen in den unüberblickbaren Informationsmengen, den sich widersprechenden und oft unautorisierten Wissensketten?

Die Metapher von der Datenautobahn erweist sich allzu gerne als trügerisch. Sie basiert oft mehr auf Wunschdenken denn auf praktischer Erfahrung. Zumindest an der Oberfläche gleicht das World Wide Web einem kleinteiligen Stadtquartier ausserhalb der breiten Boulevards. Wer sich hier bewegt, schlängelt sich durch unübersichtliche Bezirke, bereit für das Unerwartete: das überraschende Angebot oder den räuberischen Überfall. Wer sich in solchen Gegenden bewegt, weiss zwischen Strasse und Weg zu unterscheiden, wie Walter Benjamin mit Blick auf Paris festgehalten hat. „Der Weg führt die Schrecken des Irrgangs mit sich... In den unberechenbaren Wendungen und Entscheidungen der Wege ist noch heute jedem einsamen Wanderer die Macht alter Weisungen über wandernde Horden spürbar. Wer aber eine Strasse geht, braucht scheinbar keine weisende, keine leitende Hand. Nicht im Irrgang verfällt ihr der Mensch, sondern er unterliegt dem monotonen, faszinierend sich abrollenden Asphaltband.“ (Das Passagen-Werk)

Die Faszination des Internet besteht gerade darin, dass es sich dem logistisch-taktischen Kalkül widersetzt. Netz-Surfen ist ein gestischer Akt, der dem Netz-User in einem Gewirr von schmalen Wegen und Pfaden permanent Entscheidungen abfordert, mögen sie zuweilen auch mechanisch vollzogen werden.

Natürlich gibt es auch den Datenhighway, doch er funktioniert primär im Untergrund. Das Internet ist unterminiert von der totalitären Verwaltung leistungsfähiger Maschinen, die Daten sammeln, Profile erstellen, kontrollieren, verknüpfen und verkaufen. Um diesen digitalen Verdauungstrakt zu verschleiern, repräsentiert sich das Internet-System oberflächlich in breiten Eingangsportalen und glitzernden Shopping-Auslagen. Wer sich hier umtut, wird allerdings nur suchen, was alle finden: Porte Microsoft, AOL-Avenue. Wer indessen aufmerksam und geduldig durch das Netz der Verzweigungen surft und linkt, wird womöglich finden, was andere nicht einmal suchen.

Die Recherche im Internet bedarf des Zufalls wie des Scharfsinns, um sich in der Fülle nicht zu verlieren. Ein gutes Maushändchen ergänzt die Kenntnis von bewährten Pfaden, die aufmerksame Lektüre von Internetadressen sowie die genaue Betrachtung des Website-Designs bergen oft überraschende Einsichten. Dass einem der rare Fingerzeig nicht entgeht, dazu bedarf es Glück und Geist, Konzentration und Kreativität. Ich komme dar auf zurück.

2.

„Ich sehe was was du nicht siehst“, ist ein Kinderspiel. Zugleich ist es von historischem Ernst. Denn im Sehen als Erkennen steckt stets die Rahmenbedingung: Ich sehe, was ich zu erkennen vermag. Es gibt Dinge, die ich nicht sehen kann, weil sie meinen Erkenntnishorizont übersteigen, weil ich sie nicht sehen will. „Welches Denken hindert mich am Sehen“, fragte Wittgenstein.

Wie halten Sie es mit Ufos? Sind Sie bereit, bei einer rätselhaften Erscheinung am Himmel Ausserirdische in Betracht zu ziehen, anstatt gleich an Wetterphänomene oder eine Störung im eigenen Sehapparat zu denken.

Dazu eine alte, best bekannte Geschichte.

Der alexandrinische Astronom und Mathematiker Claudius Ptolemäus hielt im 2. Jahrhundert in seinem Hauptwerk *Almagest* (Grosses astronomisches System) die Vorstellungen seiner Epoche in einem geozentrischen Weltbild fest. Demnach ruhte die Erde im Zentrum der Welt, umkreist von Sonne, Mond, Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur. Diese Himmelskörper, dazu auch die Sterne, lagen (wie früher schon Aristoteles entdeckt hatte) auf ineinander liegenden Kristallschalen; sie rotierten also auf einer gekrümmten Ebene und nicht im dreidimensionalen Raum.

Die exakten Berechnungen von Ptolemäus standen in Übereinstimmung sowohl mit Aristoteles' Theorien wie mit den Aussagen der Bibel, weswegen dieses Weltbild über Jahrhunderte hinweg als unumstössliche Lehrmeinung Bestand hatte. Ältere mythische Vorstellungen wie jene von der Welt, die inmitten des Okeanos auf dem Rücken einer Schildkröte liegt, waren damit endgültig verworfen.

Mit der Weiterentwicklung der Linsentechnik, die zu verbesserten Fernrohren führte, konnten immer mehr Himmelsphänomene entdeckt und exakt beobachtet werden. Doch es galt diese neuen Beobachtungen auch zu verstehen. Deshalb mussten sie ins herrschende Weltbild integriert werden, was zusehends aber nur noch unter erheblichen Mühen und Verrenkungen möglich war. Das theoretische System wurde träge und schwer verständlich, es wuchs ins Verwirrliche aus.

Dies bewog den Astronomen Nikolaus Kopernikus (1473-1543), aufgrund seiner Beobachtungen ein völlig neues Weltmodell auszuprobieren und zu berechnen: das heliozentrische, worin die Sonne im Mittelpunkt der zirkulierenden Planetenbahnen (einschliesslich der Erdbahn) stehen, die Erde sich täglich um ihre Achse drehen und ihrerseits vom Mond umkreist werden sollte.

Mit einem Mal löste sich der ganze Knäuel von Regeln und Modellen auf und die Welt präsentierte sich wunderbarer Weise einfach und einleuchtend.

Doch das Modell des Kopernikus brach mit den herrschenden Dogmen. Insbesondere versties es gegen den biblischen Glauben, wonach Gott Erde und Menschen ins Zentrum seiner Schöpfung gestellt hatte. Diese Vorstellung warf das heliozentrische Weltbild über den Haufen. Die Wissenschaft wurde revolutioniert, doch der Glaube wurde erschüttert durch diesen Verstoß gegen gewohnte Regeln. Kopernikus geriet ins Kreuzfeuer der kirchlichen Kritik, seine Schriften wurden verboten, sofern er sie überhaupt veröffentlicht hatte. Der Bann galt noch, als ein weiterer Himmelsforscher seine Berechnungen bestätigte. Um 1600 beobachtete Galileo Galilei (1564-1642) am Himmel die drei Monde des Jupiters, die sich in allen Raumdimensionen um den Planeten Jupiter drehten. Das heisst, sie mussten die fixe Kristallschale durchbrechen. Damit war das ptolemäische Weltbild hinfällig geworden.

„Nach diesem alten System, dem ptolemäischen, werden die Bewegungen der Gestirne als äusserst verwickelt angenommen. Der Planet Venus zum Beispiel soll eine Bewegung von dieser Art vollführen. (Er zeichnet auf eine Tafel die epizyklische Bahn der Venus nach der ptolemäischen Annahme.) Aber selbst solche schwierigen Bewegungen annehmend, sind wir nicht in der Lage, die Stellung der Gestirne richtig vorauszuberechnen. Wir finden sie nicht an den Orten, wo sie eigentlich sein müssten. Dazu kommen solche Gestirnbewegungen, für welche das ptolemäische System überhaupt keine Erklärung hat.“

So erklärt es Galilei in Bertolt Brechts Theaterstück „Leben des Galilei“. Was einleuchtend klingt, war es mitnichten für die Verfechter der alten theoretischen Wahrheiten. Auch Galilei erfuhr den Widerstand der herrschenden Macht, der Kirche. Brecht hat diesen Konflikt in zwei vortrefflichen Dialogen festgehalten.

In der vierten Szene seines Stücks möchte Galilei einer Gesandtschaft des Hofes seine Erkenntnisse belegen, indem er sie einen Blick durchs Fernrohr tun lässt. Doch seine Gäste, ein Philosoph und ein Mathematiker, lassen sich nicht auf einen Augenschein ein, vielmehr disputieren sie logische Ableitungen. Das Weltbild des Aristoteles „ist ein Gebäude von solcher Ordnung und Schönheit, daß wir wohl zögern sollten, diese Harmonie zu stören“, wenden sie ein. Lieber ziehen sie es vor zu mutmassen, dass die zu beobachtenden Trabanten womöglich auf Schleiffehler auf der Linse des Fernrohrs zurückzuführen seien, als dass sie ihre Gewissheiten revidieren würden. „Lieber Galilei, ich pflege mitunter, so altmodisch es Ihnen erscheinen mag, den Aristoteles zu lesen und kann Sie dessen versichern, daß ich da meinen Augen traue.“ Spricht der Mathematiker. Und der Philosoph fragt sich, „wohin das alles führen soll“, wenn jahrhundertealtes Wissen zerstört werde. Ein höchst vertrackter Disput, der drei Szenen später eine Fortsetzung mit zwei Kardinälen findet, die darauf pochen, dass die Verantwortung für das Unbegreifliche Gott (und seiner Statthalterin auf Erden) übertragen sei. In dem Sinn ist ihr Versprechen zu verstehen: „Die Wissenschaft ist die legitime und höchst geliebte Tochter der Kirche, Herr Galilei. Niemand von uns nimmt im Ernst an, daß Sie das Vertrauen zur Kirche untergraben wollen.“ Wissenschaft also als Bestätigung dessen, was man weiss, was die Schriften sagen. Die beiden Kardinäle sehen nicht, was Galilei sieht, weil sie gar nicht hinschauen - wollen. Galileis verzweifelter Einwurf „Glotzen ist nicht sehen“, ändert nichts an ihrem Urteil.

Die Kirche behindert heute längst nicht mehr unsere Erkenntnis, doch Dogmen, Lehrsätze und Gewohnheiten wirken noch immer hinderlich. Wissenschaftliche Theoreme, die als wahr und richtig angesehen werden, werden hartnäckig verteidigt.

„Die Ptolemäische Astronomie hatte bei der Lösung ihrer Probleme versagt; nun war die Zeit gekommen, einem Konkurrenten die Chance zu geben“, schreibt Thomas S. Kuhn in seinem Klassiker zur Wissenschaftsgeschichte „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“. Wissenschaftliche Entwicklung verläuft im eigentlichen Sinn revolutionär, indem alte Auffassungen in Krisen geraten und, meist von ausserhalb des Wissenschaftsbetriebs, umgestossen und durch unverbrauchte, effiziente Theorien ersetzt werden. Der Höhepunkt der Krise wird erreicht, wenn sich die vorliegenden Fakten und Phänomene nicht mehr ins bestehende System einfügen, dann bildet der Paradigmenwechsel die einzige Lösung, die es möglich macht, diesem Missstand Abhilfe zu schaffen, die Verwicklungen zu lösen und die gemachten Beobachtungen sinnvoll zu erklären, die früher möglicherweise negiert wurden, weil sie nicht ins System passten. „Aber die Erfindung von Alternativen“, schreibt Kuhn, „ist gerade das, was Wissenschaftler selten unternehmen“. Die Umwälzung selbst ist radikal und für die wissenschaftliche Nomenklatur daher schmerzlich. Deshalb sind es oft durch das System unverbrauchte Wissenschaftler, die als Urheber solcher neuer Paradigmen auftreten, aufzutreten wagen. Sie sind es, die Kreativität und Mutwillen aufbringen, um beiseite zu sehen und neue Anschauungen in Erwägung zu ziehen.

Entfernt erinnern solche Revolutionen an das geflügelte Wort vom gordischen Knoten: also an jene griechische Sage, wonach Gordios von Gordion demjenigen die Herrschaft über Asien versprach, der den Knoten an seinem Streitwagen lösen könne. Alexander der Große hieb ihn einfach mit seinem Schwert durch.

Wir sehen nicht immer, was wir im Grunde sehen könnten. Und die Lösung „zur Seite hin“ vermag lindernd zu wirken, weil sie die falsche Spur verlässt. Solche Spuren sind, wie das ptolemäische System bis zu seinem Kollaps belegt, in sich durchaus logisch, doch ihr Fundament wackelt.

Der Disput zwischen Galilei und seinen Widersachern markiert den schwierigen Übergang vom System des Glaubens zur modernen empirisch-analytischen Wissenschaft. Auch wenn er selbst seine Theorie verleugnen musste, hat Galilei obsiegt, doch erstens dauerte dies so seine Zeit und zweitens blieb die von ihm mit ausgelöste Entwicklung später keineswegs frei von weiteren Aberrationen. Seit Kopernikus wissen wir, dass die Sonne nicht im Osten aufgeht und im Westen untergeht – und sie tut es doch.

3.

In besonderem Masse stellte sich das Problem der logischen Beweisführung in der Medizin. Dazu eine Geschichte.

Sie erzählt von der schönen Zelandine, die wie in einem Fluch der Schicksalsgötin Themis prophezeit, sich mit einer Flachsfaser sticht und unvermittelt in einen Schlaf fällt, aus dem sie nicht mehr aufwacht. Sie wird in einem unzugänglichen Schlossturm aufgebahrt, doch mit Hilfe Amors dringt der Ritter Troylus, der von der schlafenden Schönen gehört hat, räuberisch ins Schlafgemach der Jungfrau ein. Angesichts der rosigen Frische und der erotischen Reize der nackt Daliegenden vermag er nicht länger an sich zu halten, so dass, nach kurzem Zögern, die Kontrolle über seinen ritterlichen Triebhaushalt versagt und "die schöne Zelandine mit gutem Recht den Namen Jungfrau verlor und dieses geschah, während sie schlief und ohne dass sie sich im geringsten bewegte". Troylus haut ab, Zelandine dagegen wird schwanger und gebiert im Schlaf einen Knaben, der sie erweckt, indem er ihr die verhängnisvolle Flachsfaser aus dem Finger lutscht. Nach etwelchen Verwirrungen gewinnt Troylus schliesslich Zelandine zur Frau, indem er seine Vaterschaft bezeugt.

Erstmals begegnen wir diesem Märchen um 1330 im französischen Ritterepos „Le Roman de Perceforest“. Nicht zufällig werden wir dabei an das Grimmsche Märchen von Dornröschen erinnert, handelt es sich hier doch um eines ihrer Vorbilder. Aus dem „Roman de Perceforest“ war die Geschichte von Troylus und Zelandine über Katalonien, Neapel, Paris nach Kassel gewandert, wo sie die beiden Märchenbrüder nach dem Gebote ihrer bürgerlichen Moralvorstellungen abgewandelt haben.

Was uns hier speziell interessiert, ist das medizinische Problem, das der Geschichte zugrunde liegt. Eine Schlafende wird schwanger und gebiert ein Kind. Das Problem verbirgt sich in der Formulierung „ohne dass sie sich im geringsten bewegte“. Nach damaligem Wissensstand eine Unmöglichkeit, weil der weibliche Orgasmus während des Geschlechtsakts die vollzogene Empfängnis signalisierte - mit anderen Worten: ohne Orgasmus kann es gar keine Empfängnis geben.

Heute wissen wir längst, dass die Empfängnis ebenso wenig vom Schlaf- oder Wachzustand der Frau abhängig ist wie die periodische Ovulation vom Beischlaf. Allein, solches Wissen gibt es erst seit rund zweihundert Jahren, vorher tappte "man" bezüglich der Empfängnis weitgehend im Dunkeln. Die Medizin kannte keine exakte Beschreibung der menschlichen Zeugung, so dass sie verschiedensten Spekulationen Platz liess. In solcher Ungewissheit diente die Geschichte von Troylus und Zelandine zur Bewältigung eines Dilemmas, das aus dem Alltag wohl bekannt, doch theoretisch unerklärlich war. Eben das einer Schwängerung im Schlaf.

Eine Erzählung wie diese hier half zu verstehen. Und sie erregte immerhin so viel Beachtung, dass nicht nur die Brüder Grimm darauf zurückkamen. Eine vergleichbare Geschichte wurde Mitte des 18. Jahrhunderts vom Arzt Jacques-Jean Bruhier in einer wissenschaftlichen Arbeit als wahres Fallbeispiel angeführt – zur Veranschaulichung einer weiteren diagnostischen Unsicherheit: der zweifelsfreien Feststellung des Todes bzw. Scheintodes.

Nicht-Wissen hinderte während Jahrhunderten die Medizin daran, effizient zu heilen. Bis Mikroskop und chemische Medikamente erfunden und in Gebrauch waren, bestimmten aus heutiger Sicht obskure Theorien das Bild vom menschlichen Körper. Das Wissen um die Vorgänge im Prozess der Fortpflanzung war, wie das Märchen erzählt, diffus und unsicher. Hinzu kam, dass um einen Patienten zu heilen, die traditionellen deduktiven Ableitungen nichts nützten: Vom entrückten Gott her liess sich der Mensch im Notfall nur ideell und tröstend erklären. Konkret war damit aber nichts gewonnen.

Aus diesem Grund entwickelte die Medizin bereits in der griechischen Antike eigene Methoden der Diagnose: indirekte in Form von Indizienbeweisen. Als Vorbild diente die Fähigkeit der Jäger, „in scheinbar nebensächlichen empirischen Daten eine komplexe Realität aufzuspüren, die nicht direkt erfahrbar ist“ (Ginzburg). Die Kunst des Spurenlesens.

Das Dilemma lag darin, dass Gewissheit über den Körper nur durch dessen Sezierung erlangt werden könnte, doch wäre dann der Patient bereits tot und der Körper überdies nicht mehr lebendig, so dass die Aussagekraft eines solchen Befundes ohnehin nichtig wäre. Die menschliche Erkenntnis

musste sich innerhalb der Grenzen des Mutmassens bewegen. Es galt daher, die Symptome einer Krankheit exakt zu beobachten und zu registrieren. Die Krankheit selbst war unerreichbar.

Problematisch wurde dieses „Indizienparadigma“ aber erst, als im Gefolge von Galileis Entdeckungen ein neues Paradigma sich allmählich durchzusetzen begann: die empirisch-analytische Wissenschaft. Ihr gegenüber mussten die klassischen medizinischen Methoden als geradezu inkompetent erscheinen. Umgekehrt zeigten sie, mit gebotener Vorsicht praktiziert, auch eine wissenschaftliche Alternative auf.

Ein italienischer Arzt, Giulio Mancini, entwickelte zu Lebzeiten Galileis, den er womöglich kannte, aus seinen hervorragenden Diagnosefähigkeiten eine Methode, mit der sich Fälschungen von Bildoriginalen unterscheiden liessen. Der Dreh liegt darin, dass er in Gemälden die „Ungezwungenheit des Meisters“ suchte, „und zwar besonders in den Teilen, die notwendigerweise mit grosser Selbstverständlichkeit ausgeführt werden und die man nicht leicht nachahmen kann, wie vor allem die Haare, den Bart und die Augen. Die Haarlocken gelingen einem nur mit Mühe, wenn man sie imitieren will – was dann in der Kopie zum Vorschein kommt; und will man sie nicht kopieren, dann haben sie nicht die Perfektion des Meisters“. Mancini schielte nach Indizien, um zu sehen, was die meisten nicht sehen, erkennen können.

Sein Beispiel machte Schule, wie Carlo Ginzburg in einer faszinierenden Indizienkette nachgewiesen hat. Auch die Graphologie begann nach den Schriftzeichen (den „caratteri“) zu forschen, sodann die Physiognomik, schliesslich auch die Kriminologie (mit der Entdeckung des individuellen Fingerabdrucks 1823). Nachdem ein zweiter Arzt, Giovanni Morelli, die Ideen seines Standeskollegen um 1875 weiter entwickelt hat, lässt sich auch Freud auf dem Weg zur Psychoanalyse davon anregen. Im Essay „Der Moses des Michelangelo“ (1914) schrieb er rückblickend: „Ich glaube, sein Verfahren ist mit der Technik der ärztlichen Psychoanalyse nahe verwandt. Auch diese ist gewöhnt, aus gering geschätzten oder nicht beachteten Zügen, aus dem Abhub – dem ‚refuse‘ – der Beobachtung, Geheimes und Verborgenes zu erraten.“

4.

In diesem Begriff („dem Abhub der Beobachtung“) wie im Indizienparadigma ergänzen sich Glück und Geist, spielen Zufall und Scharfsinn zusammen. Die kreative Erkenntnis basiert auf Intuition und Logik – mit einem Wort auf: Serendipity.

Der Begriff Serendipity verweist zurück auf eine Erfindung des englischen Schauerromantikers und Schriftstellers Horace Walpole (1717-1797). In einem Brief an seinen Freund Horace Mann schrieb er am 28. Januar 1754, dass er einen Talisman gefunden habe, mit dessen Hilfe er in Büchern auf Anhieb finde, was er suche: dieses Phänomen nenne er „Serendipity“, nach dem persischen Märchen „Die drei Prinzen von Serendip“. Diese machten „immerfort Entdeckungen durch Zufälle und Scharfsichtigkeit [discoveries by accident and sagacity], und das an Gegenständen, nach denen sie gar nicht gesucht haben.“

Walpoles Definition erweist sich als biegsam, was ihren Reiz indessen nur erhöht. Im Kern besagt Serendipity: Ich stosse zufällig, überraschend auf etwas, was meine sinnliche Aufmerksamkeit weckt und meinen Geist zu kreativen Interpretationen / Entscheidungen anregt.

Seine Worterfindung hat Walpole, wie erwähnt, von einem ebenso schillernden wie gewitzten Märchen aus den „glücklichen Zeiten, als die Könige noch Philosophen waren“ abgeleitet. Es stammt aus der Feder des persischen Dichters Amir Khusrau (1253-1325) und wurde 1719 von einem Chevalier de Mailly ins Französische übertragen. Darin wird von drei Prinzen aus dem Lande Serendip (dem heutigen Sri Lanka) erzählt. Damit sie ihre ausgezeichnete Bildung fern von zu Hause vervollkommen, sind sie von ihrem geliebten Vater des Landes verwiesen worden.

Auf ihrer Wanderschaft begegnen sie eines Tages einem Kameltreiber, der eines seiner Tiere verloren hat. Auf dessen Frage, ob sie es gesehen hätten, antworten die Drei mit Nein, obgleich sie das lahme, halbblinde und bucklige Kamel exakt zu beschreiben vermögen. Dies weckt beim Fragesteller die Vermutung, dass die Angefragten selbst das Tier gestohlen haben könnten. Deshalb verklagt er sie und

lässt sie ins Gefängnis werfen. Das Kamel freilich hat sich bloss in der Wüste verirrt, wo es bald von einem Nachbarn des Kameltreibers wieder aufgefunden wird. Demnach unschuldig werden die drei Prinzen freigelassen und vom Fürsten des Landes zu sich gebeten, damit er den Grund für ihre Heilsichtigkeit erfahre. Sie antworten ihm mit folgenden Worten:

„Ich (ergriff der Älteste das Wort) habe geglaubt, werter Herr, dass das Kamel einäugig sei, deshalb, weil auf dem Weg, den wir gingen und den dieses passiert hatte, ich bemerkt habe, dass auf der einen Seite, wo das Gras gänzlich abgefressen war, dieses viel schlechter war als auf der anderen, die nicht berührt worden war; dies liess mich glauben, dass es nur ein Auge hatte, weil, ohne dies, hätte es das gute Gras nicht gelassen um das schlechte zu fressen. Der Zweitälteste unterbrach diesen Diskurs: Herr, sagte er, ich habe erkannt, dass dem Kamel ein Zahn fehlt, darin, dass ich auf dem Weg beinahe nach jedem Schritt, den ich machte, ein nur halb abgefressenes Büschel Gras gefunden habe, von der Breite eines Zahns eines vergleichbaren Tieres; und ich, sagte der Dritte, ich habe darauf geschlossen, dass das Kamel bucklig war, weil ich die Abdrücke seiner Füsse beobachtet habe; dass es einen nachziehen musste, habe ich aus der Spur gefolgert, die es hinterliess.“

Zum Dank für diese vortreffliche Erklärung erhalten die drei Prinzen vom Fürsten eine Entschuldigung und die Gastfreundschaft angeboten. Sie erweisen ihm noch manchen Dienst, dann ziehen sie weiter, um die Welt mit ihrem Scharfsinn zu verblüffen. Der Fortgang dieses „narrischen Feenmärchens“ (silly fairy tale), wie Walpole es genannt hat, nimmt dabei immer stärker die Züge eines üppig kostümierten Geschichten- und Liebesreigens von rund 250 Druckseiten an, an dessen Ende die drei Prinzen verhofft unverhofft ihr Glück finden.

„Die drei Prinzen von Serendip“ sind aussergewöhnliche Charaktere, „in gleichem Masse schön wie wohl geraten“ und zu grossen Erwartungen Anlass gebend. Ihre Klugheit und ihren Scharfsinn haben sie allerdings nicht gestohlen, vielmehr liess sie ihr Vater in allen Wissenschaften von den geschicktesten Lehrern instruieren, „damit sie würdig seien, ihm in seinem Amt nachzufolgen“.

Als sie auf ihrer Wanderschaft dem Kameltreiber begegnen, wissen sie nicht, was ihnen widerfährt, aber sie verstehen es, die überraschende Situation zu meistern. An ihrer verblüffenden Geistesschärfe ist dabei nichts Übersinnliches. Die drei Prinzen wissen nur zu deuten, was sie sehen und erkennen. Dafür ernten sie Hochachtung und Respekt.

Der Begriff „Serendipity“ bedeutet demnach eine durch Glück wie Geist geleitete Aufmerksamkeit, die vorurteilslos offen ist für ungewöhnliche Beobachtungen und Entdeckungen. Dem Zufall der Ereignisse gehorcht sie ebenso wie sie dem eigenen Scharfsinn vertraut.

Horace Walpoles private Wortschöpfung blieb ohne nennenswertes Echo. Doch erst 1933 tauchte sie überraschend mit folgendem Eintrag im Oxford Dictionary wieder auf:

Serendipity (serendi-piti). [f. Serendip, a former name for Ceylon + -ity.

A word coined by Horace Walpole, who says (Let. to Mann, 28. Jan. 1754) that he had formed it upon the title of the fairy-tale ‘The Three Princes of Serendip’, the heroes of which ‘were always making discoveries by accidents and sagacity, of things they were not in quest of.’] The faculty of making happy and unexpected discoveries by accident.

Damit erhielt, was in den ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts als Phänomen schon bekannt geworden war, auch einen Namen.

1913 hatte Marcel Duchamp erstmals einen „konservierten Zufall“ („Die drei Musterfäden“) inszeniert und damit das Fundament für die legendären „Ready-mades“ gelegt. Auf provozierende Weise erweiterte er damit das kreative Potenzial der zufälligen Findung. Der Künstler wählt ein Objekt aus, das „keinerlei ästhetische Emotionen“ erweckt, und setzt es dem Zuschauer vor, damit dieser es zu Kunst „raffinieren muss wie die Melasse zum reinen Zucker“. Serendipitös ist dabei vor allem, dass Duchamp sein erstes „Ready-made“ („Fahrrad-Rad“) im selben Jahr nicht als Artefakt, sondern zum reinen Vergnügen schuf. Erst zwei Jahre später sollte er überhaupt erst den Begriff dafür kreieren. „Ich bin mir nicht sicher, ob nicht das Konzept des Ready-mades die bedeutendste Einzelidee ist, die aus

meinem Werk hervorgegangen ist“, resümierte er gegen Ende seines Lebens. Ein Zufall hatte ihn ereilt und er hatte damit etwas anzufangen gewusst. Die Kunstgeschichte dankt es ihm.

Durch Duchamp angeregt begannen in den zwanziger Jahren auch die Surrealisten, auf den Straßen beziehungsweise „Wegen“ von Paris nach „objets trouvés“ zu fahnden, um die in ihnen steckenden Geschichten wach zu küssen. Zugleich rückte der (von Hegel entlehnte) „objektive Zufall“ ins Zentrum ihres Interesses. Breton spürte ihm energisch nach, weil sich für ihn darin ein Kernproblem manifestiert: „die Erhellung der Beziehungen, die zwischen der ‚natürlichen Notwendigkeit‘ und der ‚menschlichen Notwendigkeit‘ bestehen, in wechselseitiger Abhängigkeit von Notwendigkeit und Freiheit“ (Entretien - Gespräche). Breton verwies damit auf eine der berühmten Umfragen von 1933, die entscheidende Lebens-Begegnung betreffend: „In welchem Mass hat diese Begegnung auf Sie den Eindruck des Unvorhergesehenen, des Notwendigen gemacht?“

Die wesentlichen Impulse für die Begriffsbildung von „Serendipity“ kamen jedoch aus der Wissenschaft.

1928 entdeckte der Bakteriologe Alexander Fleming auf eher unkonventionelle Weise das Penizillin. Eines Morgens sah er, dass eine Staphylokokkenkultur über Nacht von einem Pilz befallen worden war. Anstatt sich zu ärgern, schaute Fleming genauer hin und bemerkte dabei, dass sich die Staphylokokken rings um den Pilzbefall herum aufgelöst hatten. Er erahnte die wachstumshemmende Wirkung dieses Schimmels (penicillium), die sich anschliessend bei methodischen Untersuchungen bestätigte und das bewährte Antibiotikum hervorbrachte.

Dieses Beispiel ist für Serendipity in zweierlei Hinsicht symptomatisch. Zum einen hat schon Louis Pasteur auf den Effekt hingewiesen: „Auf dem Feld der Beobachtung begünstigt das Glück nur den bereiten Geist“. Zum anderen, heisst es in Albert Hofmanns Buch „LSD - mein Sorgenkind“, „dass Nebengeleise der Forschung manchmal zu bedeutenderen Ergebnissen führen, als das der Planung zugrundeliegende Hauptgeleise“; auf ein solches Geleise könne man geraten, „wenn man sogenannten zufälligen Beobachtungen nachgeht“.

Eine ganze Reihe von Entdeckungen in den Bereichen Medizin, Biologie, Ethnologie, Astronomie, Chemie oder Physik sind so aufgrund von Findungen „durch Zufälle und Scharfsicht“ zustande gekommen.

Den endgültigen Durchbruch aber schaffte der diskutierte Begriff durch den Wissenschaftssoziologen Robert K. Merton. 1949 prägte er in seinem Hauptwerk „Social Theory and Social Structure“ den Begriff des „Serendipity Pattern“ (Serendipitätsmuster) für „unvorhergesehene, anomale und strategische“ Entdeckungen, die zu einer neuen Theorie drängen. Wörtlich heisst es dazu: „Eine fruchtbare empirische Forschung überprüft nicht nur theoretisch abgeleitete Hypothesen; sie ist auch der Ursprung neuer Hypothesen. Man könnte dies die ‚Serendipitätskomponente‘ der Forschung nennen, d.h. die dem Glück oder der Klugheit geschuldete Entdeckung von gültigen Ergebnissen, nach denen nicht gesucht wurde.“ Dieser Nachsatz: „i.e. the discovery, by chance or sagacity, of valid results which were not sought for“, erinnert verblüffend an Walpoles Formulierung.

Zum Beleg führt Merton ein Beispiel aus der Sozialforschung an. In einer amerikanischen Kleinstadt wollten Feldforscher die sozialen Bindungen untersuchen. Dass diese sich als aussergewöhnlich gut erwiesen, schien sich unter anderem daraus zu erklären, dass es in dem Ort besonders viele Jugendliche gab, die sich als Babysitter betätigten. Dies galt als einleuchtende Begründung, zumindest solange, wie nicht beachtet wurde, dass statistisch gesehen genau das Gegenteil der Fall war. Das Verhältnis von Jugendlichen und Kleinkindern lag weit unter dem Wert von vergleichbaren Gemeinden. „By chance and sagacity“ stiessen die Feldforscher darauf, dass dieses weit verbreitete Gefühl darin gründete, dass Eltern aufgrund des ausgezeichneten Wohnklimas besonders viele solcher Jugendlicher kannten. Mit einem Mal waren Ursache und Wirkung vertauscht.

Spätestens seit Mertons Begriffsklärung ist *Serendipity* zum Zauberwort für vielerlei Belange avanciert. Es findet Verwendung in der soziologischen, ethnologischen und naturwissenschaftlichen Forschung. Auf dem Internet lässt sich der Begriff „Serendipity“ in zahllosen Variationen wieder finden: von methodischen Theorien bis zu methodistischen Heilsversprechen wird alles mögliche damit in Zusammenhang gebracht, sich dabei als ausserordentlich vielseitig erweisend.

Gary Fine und James Deegan haben in einem Aufsatz mit der Überschrift „Three Principles of Serendip“ (!) auf den Stellenwert von „Insight, Chance and Discovery in Qualitative Research“ hingewiesen. In ihrer Konklusion bekräftigen sie „dass es unsere intellektuelle Bereitschaft (ist), gepaart mit der Ausgesetztheit gegenüber einem weiten Erfahrungsraum, dass wir einen Sinn gelebter Erfahrung entwickeln – unserer und anderer. Jeder Forscher muss bereit sein, die Fingerzeige auf dem Weg der Entdeckung zu erfassen. Wir müssen die ganze Fülle der Serendipity-Zeichen in Betracht ziehen, genau so wie es die alten Prinzen von Serendip taten.“

Auf einen solchen Effekt hoffen auch die Astrophysiker und Science-Fiction-Phantasten, die im Rahmen des Projekts „SERENDIP“ (Search for Extraterrestrial Radioemissions of Nearby Developed Intelligent Populations) mit sogenannten „Serendip Spektrometern“ ins Weltall hinaushorchen, um den Fingerzeig von ausserirdischen Intelligenzen nicht zu verpassen. Es bedarf hierbei gewiss des Scharfsinns, der dem der drei Prinzen nahe kommt, um aus dem kosmischen Hintergrundrauschen die verräterischen Signale herauszuhören.

5.

Positivismus und strenger Vernunftglaube beruhen auf der logischen Durchdringung und der erkenntnistheoretischen Wahrheit; demgegenüber bedeutet der Begriff „Serendipity“ eine Aufweichung der harten positivistischen Gesetzgebung. Serendipity postuliert, dass Suchen und Finden ein Prozess ist, der vom Zufall einerseits und von der persönlichen Kreativität andererseits entscheidend mit geprägt wird. Logischer Reduktionismus vermag diesem Prozess nicht zu genügen. „Jene eisernen Hände der Notwendigkeit, welche den Würfelbecher des Zufalls schütteln, spielen ihr Spiel unendliche Zeit: da müssen Würfe vorkommen, die der Zweckmässigkeit und Vernünftigkeit jedes Grades vollkommen ähnlich sehen. Vielleicht sind unsre Willensakte, unsre Zwecke nichts anderes als eben solche Würfe“ - hat es Nietzsche in der „Morgenröte“ als Paradox umschrieben.

Der Zufall leitet Kunst und Wissenschaft. In dieser schwingt so gesehen stets auch ein Quäntchen poetisches Vermögen mit: „l'esprit contre la raison“, wie der Surrealist René Crevel schrieb, welches nicht vollends in der Gesetzmässigkeit aufgeht. Umgekehrt hilft methodische Disziplin dabei, den Zufall kreativ zu nutzen.

Derart verwischen die Grenzen. In den zwanziger Jahren hat sich der Künstler Duchamp intensiv mit dem Zufall befasst, um ein Gewinnssystem fürs Roulettespiel zu entwickeln. Und bei näherem Hinschauen offenbart auch der Übervater des Positivismus August Comte eine von der Forschung oft gering geschätzte Affinität zu Kunst und Poesie. „Die narrative Struktur“, schreibt Felix Keller, „die das naturwissenschaftliche Modell liefert, hat nicht genügt, um die Gesellschaft und ihren Wandel hinreichend *erzählen* zu können: Comte musste auf eine andere Erzählung zurückgreifen, um seine Vorstellung von Gesellschaft zu schildern. Er hat dies getan, indem er auf das utopische Denk- und Erzählvermögen zurückgriff.“

So verhilft uns Comte höchstselbst zum Stichwort: Das serendipitöse Zusammenwirken von Zufall und Scharfsinn im Erkenntnisprozess evoziert Erzählungen. Serendipity steht so auch für die Erzählbarkeit von Welt.

Das „Element der Willkür ist jedenfalls vorhanden und hat einen bedeutenden Einfluss auf die wissenschaftliche Entwicklung“, schrieb Thomas S. Kuhn. Um dieses Element zu nutzen, muss ein Interpret allerdings die scheinbar willkürlichen Zeichen als „eine kohärente Sequenz, also einen Text“ zusammenlesen, ergänzt Umberto Eco. In seinem Buch über „Die Grenzen der Interpretation“ kommt Eco indirekt auf die kreative Aufmerksamkeit der drei Prinzen von Serendip zu sprechen, indem er eine verblüffend ähnlich lautende Geschichte untersucht, die Voltaire im dritten Kapitel seines orientalischen Roman „Zadig“ erzählte: „Der Hund und das Pferd“.

Wie die drei Prinzen deutet der babylonische Titelheld scharfsinnig die Spuren eines Hundes und eines Pferdes aus, doch im Unterschied zu jenen gereicht ihm die serendipitöse Beobachtungsgabe nicht zum Erfolg. Er erhält zwar das Strafgeld zurück erstattet, das ihm der Richter aufgebracht hat, doch Gebühren und Trinkgelder für die Beamten überschreiten das Strafmass bei weitem. Aus dieser

Misslichkeit vermeintlich klug geworden, schweigt Zadig bei einer nächsten, ähnlichen Gelegenheit, doch wird ihm auch dies angekreidet. Am Ende haben ihn die „discoveries by accident and sagacity“ wenigstens gelehrt, dass Klugheit gefährlich und es schwierig sei, „auf dieser Welt glücklich zu sein“.

Ohne genauer auf die Feinheiten von Ecos Argumentation einzugehen, lässt sich Zadigs Verhalten als Versuch deuten, Erkenntnis in unübersichtlichem Gelände zu gewinnen. Seine Leistung (und die der drei Prinzen von Serendip) liegt darin, dass er den Mut beweist, die nicht offensichtlich zusammengehörigen Indizien als Grundlage für eine kohärente, textuell sinnvolle und eventuell gar wahrscheinliche Lesart zu nehmen. Er „beschliesst, die gesammelten Daten so zu interpretieren, als seien sie harmonisch miteinander verbunden“. Damit entwirft er eine mögliche Welt, die vielleicht einer Tatsächlichkeit entspricht. Im Unterschied zu den drei Märchenprinzen ist sich Zadig seiner Fährtenlese-Kunst aber nicht zweifelsfrei sicher. Die "Fehlbarkeit" der Schlussfolgerungen, so Eco, ist wesentlicher Bestandteil von kreativen Ableitungen aufgrund von spärlichen, heterogenen Indizien.

Solche kreative, teils abenteuerlich anmutende Ableitungen sind ein Kernbestandteil von Kriminalromanen à la Sherlock Holmes ebenso wie von wissenschaftlichen Erzählungen etwa in der Art des kopernikanischen Weltmodells, das sich nicht zuletzt auch wegen seiner schönen, schlichten Erzählbarkeit durchgesetzt hat. Kreative Ableitungen „sind Mittel der Welterschöpfung“ (Eco): das heisst Welt-Erzählung. Wenn wir die Welt nicht mehr verstehen, versuchen wir sie uns zu erzählen und auf diesem Weg begreiflich zu machen. Dabei verlassen wir die Wege der gestrengen Logik und geraten in eine „unendliche Abdrift des Sinnes“, wie Eco es nennt, welche den linearen Denkstrassen die Verschlungenheit der Welterkenntnis entgegenhält, jener Welt, in der wir leben. Nicht selten gehen wir so neue Wege, treffen wir exakt hierbei auf den Kern der Sache, hauen wir damit den gordischen Knoten durch.

Zadig wie die drei Prinzen von Serendip folgen dieser Abdrift. Sie interpretieren aufgrund von Zeichen einen möglichen Sachverhalt, indem sie mutig, spekulativ, kreativ die Zeichen zu einer Erzählung zusammenlesen. Die Geschichte gibt ihnen dabei Recht, auch wenn sie im Falle Zadigs nicht zum erhofften Glück führt.

Die unterschiedlichen Erfahrungen, von denen das Märchen und der Roman erzählen, geben einen Hinweis darauf, dass Serendipity nicht bloss ein theoretisches Vermögen darstellt. Im Leben (sei es wissenschaftlicher, wirtschaftlicher oder alltäglicher Natur) bedürfen wir immer wieder und ganz selbstverständlich der Entdeckungen „by accident and sagacity“.

Der Eintrag im Oxford Dictionary gibt übrigens eine zweite, spätere Serendipity-Belegstelle von einem gewissen E. Solly an, in der Bedeutung von: „looking for one thing and finding another“ – gewissermassen ein intellektueller Strabismus. Im Sinne dieser leicht erweiterten Bedeutungsspur: das eine suchen und das andere finden, ist eine Bemerkung des renommierten Science Fiction-Autors Arthur C. Clarke (*1917, „2001: A Space Odyssey“) zu verstehen, der seit 1956 in Sri Lanka lebt: „Wie die drei Prinzen von Serendip, habe ich Serendip weit mehr gefunden denn danach gesucht. Zehntausend Kilometer von dem Ort entfernt, an dem ich geboren wurde, bin ich nach Hause gekommen.“ Entsprechend hat er seine Autobiographie 1979 mit dem Titel „View from Serendip“ überschrieben. Clarke war übrigens einer der Mitbegründer der Serendip-Suche nach ausserirdischer Intelligenz.

6.

Es gibt mehr zu finden als uns De- und Induktionen zu suchen aufgeben. Wogegen die dogmatischen Positivisten vor allem finden, was längst gefunden worden ist und deshalb im Regelwerk der wissenschaftlichen Lehre steht. Auf diese Tendenz der Selbstbestätigung hat mit besonderem Nachdruck der Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend in seinen Büchern „Wider den Methodenzwang“ oder „Erkenntnis für freie Menschen“ hingewiesen. In der Einleitung zu letzterem hält Feyerabend fest: „Kluge Menschen halten sich nicht an Massstäbe, Regeln, Methoden, auch nicht an ‚rationale‘ Methoden, sie sind Opportunisten, das heisst, sie verwenden jene geistigen und materiellen Hilfsmittel, die in einer bestimmten Situation am ehesten zum Ziele zu führen scheinen.“

Die Lehre von Serendip stösst hier also offene Türen auf.

Seit zwei Jahrtausenden, seit der Erfindung der alphabetischen Schrift, sehen wir doppelt: indem wir mit den Augen die Welt betrachten und uns zugleich von Büchern ihr Funktionieren erklären lassen, wie es der Mathematiker in Brechts „Galilei“-Stück tut. So schielen wir zwischen Natur und Theorie hin und her. Auch wenn durch das Überhandnehmen von bildlichen Darstellungen sich die Gewichte etwas verschieben, bleibt dieser Dualismus bestehen. Denn wir betrachten das Konkrete, indem wir uns an die dazu gehörige Theorie erinnern und umgekehrt. Keines ist befreit vom anderen. Die Natur gleicht in unserer Anschauung ihren Theorien, und die Theorien halten sich möglichst widerspruchsfrei an die Natur. Sie schielen gleichsam aufeinander.

In diesen zwei Jahrtausenden hat sich auch eine Denkökonomie herausgebildet, die auf die abstrakten universalen Gesetze, auf Theorien, Dogmen und Lehrsätze vertraut. Sie vereinfacht die Arbeit der Vernunft, indem sie gedankliche Abkürzungen anbietet.

Mit der Ablösung linearer Systeme durch Netzwerke und rhizomatisch verlinkte Strukturen, in denen Wissen gespeichert und Information übertragen wird, verliert diese Denkökonomie freilich an Halt. Im Meer der permanent angelieferten Information und der stetig gesteigerten Differenzierungen sind nicht mehr Gewissheiten: Wissen gefragt, sondern Erkenntnisse, Erfahrungen, die aus der Navigation durch die allseits zugängliche Fülle resultieren. Eine neue Suchkompetenz rückt ins Zentrum, ein prozedurales Denken (Michel Serres), das mit der Fülle an Singularitäten, Aberrationen, Ähnlichkeiten umzugehen vermag.

Vor allem sind aber „Basics“ wieder gefragt. Grundbedürfnisse, Grunderkenntnisse, Wege des menschlichen Wahrnehmens, die durch alle Verzweigungen hindurch Bestand halten. Eine originelle wie verblüffende Antwort auf die zunehmende Komplexität der wissenschaftlich ausgeloteten Wirklichkeit gibt Michel Serres in der Vorrede zum „Thesaurus der exakten Wissenschaften“: „Da es keine allen Fachgebieten gemeinsame Sprache gibt, lassen sich übergreifende Zusammenhänge fachsprachlich nicht artikulieren; dazu bedarf es der Umgangssprache, die alle Wissenschaftler mit den Nichtwissenschaftlern teilen... die Umgangssprache erzählt die Wissenschaft. Die Erzählung vervollständigt die Wissensbereiche.“

Der Kreis schliesst sich. Wie im Märchen von Troylus und Zellandine steht das Erzählen von Geschichten für ein menschliches Grundbedürfnis ebenso wie für das Verlangen, zu verstehen. Mythen und Legenden sind erfunden worden, weil die Menschen wissen wollten, wie ihre Welt entstanden ist. So besehen sind wir sind noch lange keine Irrationalisten, wenn wir die Theorie vom Urknall aller logischen Folgerichtigkeit und Konsistenz zum Trotz zuerst einmal als eine schöne Erzählung betrachten – als den Versuch zu verstehen. So sehr diese wissenschaftliche Spekulation der Wirklichkeit nahe kommen mag.

7.

Erzählen besitzt nebst unterhaltenden auch soziale Funktionen: „Es wird erzählt, um die Leute abzulenken, ihnen Trost zu spenden oder auf ungelöste Fragen mit wunderlichen Geschichten zu antworten: Wer's erzählt und wer's hört, ist nicht allein. Ungeachtet der Form teilt, wer sich mitteilt, mit anderen die Erfahrungen.“ (Mazenauer/Perrig) In diesem Sinn erfüllen Geschichten ein elementares Bedürfnis des „erzählenden Menschen“, des *homo narrans*, der dem *homo sapiens* treu zur Seite steht.

Im Erzählen liegt demnach eine spezifische Form des Erkennens begründet, indem Geschichten, Anekdoten und Märchen erstens so etwas wie einen fil rouge der Suchreisen durch die Wirklichkeit herstellen; indem sie zweitens die prozedurale Bewegung des Erkennens auf die „Reihe bringen“; und indem sie drittens auf „schielende“ Weise die Erkenntnisse nicht nur lustvoll und interessant machen, sondern die komplexe Wirklichkeit auf menschliche Weise „aufheben“.

In diesem Sinn bedeutet Schielen zugleich die Liebe zur Unschärfe wie die Möglichkeit, in der Unschärfe mehr zu erkennen.

Verständlichkeit, in welcher Form immer, ist wesentliche Voraussetzung, dass Theorien, Entscheide, Diagramme nicht nur verstanden, vielmehr überhaupt akzeptiert werden. Dies gilt mit

besonderer Brisanz im Hinblick auf umstrittene neue Technologien: Gentech, Biotech, Infotech seien beispielhaft genannt, welche unsere Gesellschaft nachhaltig verändern werden, und welche deshalb in die öffentliche, politische Diskussion gelangen müssen. Dabei wird Verständlichkeit zu einer primären Wissenschaftstugend avancieren. Wenn ich als einziger verstehe, was anderen nicht einsichtig wird, fehlt mir zumindest im Disput die intellektuelle Durchsetzungskraft. Und wenn gesellschaftliche Gruppen nichts verstehen, so werden sie mit Gefühlen: Hass oder Desinteresse reagieren.

Ausser Geschichten habe ich lediglich etwas Ermutigung anzubieten, neue, ungewohnte Wege zu gehen. Wie schreibt Diderot in seiner Encyclopédie zum Stichwort „Philosoph“: „ein Mensch, der gute Augen hat, sollte nie auf den Einfall kommen, sie zu schliessen oder sie sich auszureissen in der Hoffnung auf einen guten Führer; dies ist jedoch ein weit verbreiteter Brauch“. Selber sehen, was andere nicht sehen, darin liegt der Zauber. Der Eigensinn von Märchen, Geschichten und Anekdoten soll dazu anstacheln. Ihre Qualität wie ihr Reiz liegen darin, dass sie 1. Erfolgsgeschichten sind (und nicht vom Scheitern des Wagemuts erzählen), die 2. aus dem Volksvermögen, aus der kollektiven Phantasie geschöpft sind und 3. vor allem darauf hinweisen, dass die menschlichen „basics“ nie vergessen, verdrängt, hintergangen werden dürfen. Sowohl bezüglich der sozialen Kommunikation wie des eigenen Gefühls.

Auf die Intuition dürfen wir ruhig hören. Dies hat weder mit Larmoyanz noch mit esoterischen Moden zu tun. Es geht darum, auf uns selbst zu hören, die eigene Intuition dem Scharfsinn beizugesellen statt sie zu verdrängen.

Dazu nochmals Diderot: „Es ist jedenfalls besser, vage Vermutungen zu wagen, als nützliche Vermutungen zu unterlassen...“ Ein schöner, vortrefflicher Satz.

Doch stimmt er?

Das komische Gefühl, das einen gerade ob seiner vortrefflichen Stimmigkeit beschleichen könnte: es befremdet auch. Bei genauem Betrachten erweist sich der Satz als eher hinterlistiger Vergleich im Sinne von „lieber reich und gesund als arm und krank“. Klar stimmt der Satz, die vage Vermutung gilt es zu wagen. Und bestimmt ist dies besser als etwas Nützliches zu unterlassen.

Wenn der Satz hier zitiert wird, so deshalb, um die Kraft des Gespürs zu bekräftigen. Wie ich den Satz zum ersten Mal las, leuchtete er schlagartig ein, doch irgendein diffuses Unbehagen schwang mit. Auch bei der zweiten Lektüre, bis ich ihn genauer betrachtete. Ist es Ihnen nicht auch schon so ergangen: eine einleuchtende Textpassage wollte Ihnen gleichwohl nicht gefallen, doch weil sie einleuchtete, gaben Sie dieses Nichtgefallen nicht zu.

Stille Lektüre und noch besser laute Lektüre sind mitunter magische Tätigkeiten. Sie verleiten immer wieder zum Erkennen von Konstruktionsfehlern, indem die Lektüre wegen rhythmischer Unzulänglichkeiten oder stilistischer Mängel ins Stolpern gerät, eine Zwischenkadenz einfügen muss – und sich so doch nur selbst betrügt. Denn oftmals steckt hinter der oberflächlichen eine tiefer liegende inhaltliche Panne, die auf mangelnde Textlogik oder Denkfehler verweisen kann. Sie wird auf der Oberfläche fein bemerkbar, weil in derartigen Fällen dem Schreibenden gerne die richtige Überzeugungskraft abgeht, ihn zu behelfsmässigen Formulierungen greifen lässt, die auf die Schnelle über die schlummernde Unentschlossenheit hinwegtäuschen. Laute, konzentrierte Lektüre lässt den Mangel hervortreten. Entscheidend dabei ist nur, dass das kurze Stolpern, die diskrete Zäsur wirklich ernst genommen wird: zufällig und intuitiv zum logisch abduktiven Prozess führt.

Unser Scheitern hat nicht selten damit zu tun, dass wir aus Starrsinn oder Unwillen nicht genauer hinschauen wollen.... Ich erinnere nochmals an Galileis Disput, der seine Entdeckungen verleugnen musste aus Gründen der kirchlichen Rason, die vermeintlicherweise keinen Glaubensaufruhr heraufbeschwören wollte. Die weiter reichende Sehweise zögerte sich dadurch bloss um ein paar Jährchen hinaus, durchgesetzt hat sie sich gleichwohl.

Ich komme damit ans Ende meines durch Anekdoten gestützten Plädoyers für die Unschärfe und die Intuition als wunderbare Quelle für Scharfsinn und logische Operation.

Ich schliesse mit einem Ausblick auf die hohe See. Der legendäre Captain Hornblower, eine literarische Figur aus einem mehrbändigen Seefahrerepos des englischen Romanciers C.S. Forester,

Captain Hornblower rät einmal, dass wer im Nebel etwas zu erkennen suche, daneben gucken müsse. Mit anderen Worten: im Nebel verraten sich die Dinge nicht durch ihre Gestalt, sondern durch ihren Umriss, ihre Kontur, die Silhouette. Am Rand also erkennen wir die Sache. Und von diesem Rand her konstruieren wir sie. Wie gesagt, Hornblower riet dazu, um sich im Nebel zu orientieren. Doch manchmal kann sein Rat auch bei gutem Wetter und bei klarer Sicht dienlich sein. Sind wir doch nur zu gerne versucht, unseren Blick direkt auf die Sache selbst zu heften.

So gesehen ist Schielen - so die Quintessenz meiner Geschichten – oft nicht die schlechteste Erkenntnisform. Im Nebel wie bei guter Sicht, weil der schielende Blick oft sieht, was andere nicht sehen.

Dieser Vortrag beinhaltet Teile eines Essays mit dem Titel: "Die Serendipity-Galaxis", erschienen im Magazin der Basler Zeitung vom 23. Juni 2001.

Zitierte Bücher:

- Les trois princes de Sarendip, Ms. Bibliothèque Nationale, Paris.
 Walter Benjamin: Das Passagen-Werk. 2 Bände, Frankfurt 1983.
 Bertolt Brecht: Leben des Galilei, in: Berliner und Frankfurter Ausgabe, Band 5. Berlin / Frankfurt 1988.
 André Breton: Entretien – Gespräche. Amsterdam 1996.
 Diderots Enzyklopädie. Eine Auswahl. Leipzig 2001.
 Umberto Eco: Die Grenzen der Interpretation. München 1992.
 Paul Feyerabend: Erkenntnis für freie Menschen. Veränderte Ausgabe, Frankfurt 1980.
 Carlo Ginzburg: Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. Berlin 1983.
 Albert Hofmann: LSD - mein Sorgenkind. Stuttgart 1979.
 Felix Keller: Soziologie und Utopie. „Auguste Comte“ als Chiffre einer soziologischen Unmöglichkeit. Ms.
 Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt 1962.
 Beat Mazenauer / Severin Perrig: Wie Dornröschen seine Unschuld gewann. Archäologie der Märchen, Leipzig 1995 (München 1998).
 Robert K. Merton: Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin/New York 1995.
 Uwe Pörksen: Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype. Stuttgart, 1997.
 Michel Serres / Nayla Farouki (Hg.): Thesaurus der exakten Wissenschaften. Frankfurt 2001.
 Calvin Tomkins: Marcel Duchamp. Eine Biographie. München 1999.
 Voltaire: Zadig, in: Sämtliche Romane, Frankfurt /M. 1976.